

# Erzgebirgische Heimatblätter



Beilage der Obererzgebirgischen Zeitung



Nr. 48. — Sonntag, den 23. November 1930.

Druck und Verlag von Friedrich Seidel, Buchholz i.Sa., Karlsbader Straße 21. — Fernruf 3242 und 3243.

## Zum Totensonntag vom Buchholzer Friedhof.

Man wird ganz selten in Provinzstädten, ja in der Großstadt, und man wird überhaupt nicht im oberen Erzgebirge einen Friedhof von der Schönheit desjenigen in Buchholz finden. Der tirolerisch terrassenförmige Aufbau desselben, die so treu und pietätvoll gepflegte und gehegte Natur in ihm und die von Hügelreihe zu Hügelreihe ins Auge springende liebevoll rührende Pflege der Gräber, bei der sich die große Blumenliebe des Buchholzers augenfällig zeigt, all das vereint sich nebst den vielen sinnigen, teilweise hochkünstlerischen Grabdenkmälern zu einem bezwingenden Gesamtbilde voll bannendster Andacht. Wohl sind die Verkehrsverhältnisse auf dieser Stätte stiller Einker, wie wir wissen, recht erschwerte; aber die natürlichen Reize des Gottesackers lassen ihn, wie auch Fremde so oft schon bewundernd eingestanden haben, zu den schönsten, man darf ruhig sagen, Sachsens zählen. Alle, die zu den Hügeln groß und klein auf diesem Friedhof im Lenz und Sommer, oder sei es im Herbst und Winter wandeln, um mit ihren lieben Toten Zwiesprache zu halten, werden hier im tiefsten Inneren getröstet und werden erhoben von der ergreifenden Schönheit dieser Stätte, von der aus der Blick auch beseligt hinschweift zu der wundervollen Gebirgsnatur, die von allen Seiten her auf den Aker Gottes schaut, als wolle sie den Schläfern täglich sagen: Wie schön ist doch eure Heimat, in deren Scholle ihr ruht, für die ihr gelebt und geschaffen, auf der ihr gehofft, geliebt und getrauert habt, auf der des Lebens buntes Wechselspiel auch an euch vorüberzog. In einer fesselnden Schrift hat der Buchholzer Schuldirektor Paul Schulze gedankenschön von diesem Friedhofe geschrieben, zu dem wir morgen, am Tage der Toten, an dem auch in unserer Gebirgsheimat Tausende zur letzten Ruhestatt der Jhrigen wallfahren, ziehen wollen. Mit Recht weist der Verfasser darauf hin, welch stimmungsvoll schönes Bild schon die Kapelle gewährt, die wie verträumt und versunken daliegt, in Grün eingeschmiegt oder vom Schnee verhüllt. Unser Bild zeigt sie dem Leser. Jahrhundertlang wurde hier den Einwohnern von Buchholz, die dahingegangen waren, letzter Nachruf gewidmet, ihren Hinterbliebenen Gottes Trost gespendet. Und wie ergreifend ist der von hohen Bäumen eingefasste Weg von der Kapelle zum Kreuz. Alle Linien laufen auf ihn, den Kreuzigten zu, den Hintergrund bildet des Waldes abschließendes Grün. Wie herrlich sind die alten Bäume, jeder ein Stück Schönheit für sich.

Mit Recht gibt aber Schuldirektor Schulze in seiner erwähnten Schrift auch mancherlei beherzigenswerte Anregungen. Er tut dies zunächst unter anderem, indem er die Schaffung eines würdigen Eingangsstores empfiehlt! Auch an

den Abschlußmauern und Uebergängen aus einer Abteilung in die andere ist bei geringen Kosten noch manch schönes Schaffen möglich. Eines fehle aber vor allem: Schöne Brunnen. Was hier vorhanden ist, sind allerdings reine Zweckmäßigkeitsanlagen primitiver, unschöner Art. Leicht ließe sich da z. B. in einer Nische sprudelndes Wasser schaffen, an anderer Stelle wieder ein Becken usw. Doch auch jeder einzelne könnte zur weiteren Zierde des Friedhofes das Seine tun. Und das besonders bezüglich des Grabes. Alles Geschmacklose ist hier zu vermeiden, um den sonst so schönen Eindruck des Friedhofes nicht zu stören. Paul Schulze meint hier z. B. das Anbringen von Glasflugeln, Photographien u. a. mehr. Bei Gräberreihen wird man gut tun, die Hügelform zu wahren, nicht die Beetform. Beim Schmutz der Gräber sind nahegelegenerweise Blumen der Heimat auch zu bevorzugen. Der schönste Schmutz dieses Gottesgartens sind ja überhaupt Blumen, Sträucher und Bäume, darunter die Blumen wie sie auch im Dorfgärtlein blühen, auch Rosen mit Efeu oder von Burgbaum umrahmt. Wie kann sich hierbei alle Liebe für die teuren Entschlafenen entfalten, vielmehr noch als am toten Stein. Bezüglich der Gedenktafeln und Denkmäler ist bei der Wahl ebenfalls Vorsicht am Platze. Meist verwendet man auch heute noch das Steinmaterial hierbei, kaum noch das Holz, und doch könne z. B. ein schöngeformtes, künstlerisch gemaltes Holzkreuz oder eine Tafel aus Holz prächtige künstlerische Wirkung hervorbringen; namentlich bei Kindergräbern wird eine derartige Wahl des Gedenkmals besonders glücklich sein.

Der schönste Schmutz des Grabmals aber ist, wie Schuldirektor Schulze weiter sehr treffend sagt, die Inschrift; äußerlich schon, wenn sie in passenden Lettern gut geordnet ist. Hier wird manchmal ein schöner Stein durch schlecht ausgeführte Inschriften verunziert. Doch auch dem Sinne nach soll die Inschrift eine Zierde sein. Man hüte sich vor schlechten Versen und meide überhaupt Reime. Auch Rosenamen sind auf Grabsteine meist verfehlt, ebenso lasse man menschlicher Eitelkeit nicht allzu großen Spielraum, vor allen Dingen aber schreibe man orthographisch richtig. „Vergießt“ z. B. ist etwas anderes als „vergisst“. Im allgemeinen halte man es mit der Kürze. Ein schönes Bibelwort, ein schöner Gesangbuchvers paßt immer am besten. Ist es denn wirklich schön, wenn auf 75 Prozent aller Leichensteine steht „Ruhe sanft“. Lassen sich nicht schönere Worte finden, wie z. B. „Bei Gott ist Ruh“, oder „Zum Frieden eingegangen“, oder „Von des Lebens Unrast erlöst“; auch



Die Friedhofskapelle von Buchholz.

„Du bist bei Gott“. Da nun aber nicht jedem als Gnadengabe Geschmaack und Verstehen hier in die Wiege gelegt werden, darum ist es vielleicht angebracht, wenn an einem kleinen Platz des Friedhofes eine Musterbegräbnisstätte mit vorbildlichem Grabschmuck eingerichtet wird. Auch schaffe der Kirchenvorstand eine Beratungsstelle. Jedermann kann sich sowieso ja an das Pfarramt wenden. Dem Kirchenvorstand, der der Gemeinde für das Aussehen des Friedhofes verantwortlich ist, steht auch Recht und Pflicht zu, eventuell Grabdenkmäler abzulehnen, verwahrloste zu verjorgen, gegebenenfalls auf Kosten der Besitzer. — Auf unserem Friedhof nun ist, wie gesagt, viel hohe Schönheit vorhanden. Erweisen wir uns dafür dankbar und geben wir nicht den kommenden Geschlechtern den Anlaß über Ungeschmaack zu spötteln, tun wir in Treue das Unsere zur Pflege des Schönen auf dem Acker Gottes und uns selbst zur Freude und unseren teuren Toten zum guten Gedächtnis.

\* \* \*

#### Auch Du wirst sterben!

Ja, wenn wir mit solchen Betrachtungen morgen über den Friedhof gehen (und das gilt auch für andere Orte), so erweisen wir damit unseren Verbliebenen Pietät. — Tag der Toten! — Welch ernster Gedenktag! Ein Tag von Trauerschleiern umwoben, ein Tag, dem auch die Natur ihr Gepräge gibt. Ein tiefster Gruß also ringsum und drinnen. Und er bedeutet zugleich eine Mahnung, daß man das kurze menschliche Leben immer so ansehen möchte. — Der Tod! Wer dieses kleine Wort in seiner umfassenden riesenschweren Bedeutung still auf sich wirken läßt, der wird wohl vieles in Welt und Leben anders beurteilen, als, wer gedankenlos immer wieder an der Tatsache des Sterbemüssens vorübergleitet. Man darf sagen, daß es eine Weisheit des Todes gibt. In dem Sinne, daß von da her ein Wink für die ganze Lebensführung kommt. Stellt man diese Gedanken in den Lichtkreis der christlichen Weltanschauung, dann webt sich um Leben und Sterben ein wunderbar großes Hoffen. In dem schlichten sinnigen Kirchenliede heißt es: „Ein Tag, der sagt's dem andern mein Leben sei ein Wandern zur großen Ewigkeit!“ Dann bleibt es nicht bei dem

kalten und im Grunde verzweifelten Satze, daß wir nur leben, um zu sterben. Es leuchtet dann vielmehr ein wirklicher Sinn des Lebens, und ein wirklicher Trost kann reden, auch wenn der Tod mit recht bitteren Begleitumständen erscheint ...

Wir gedenken morgen der Toten. An allen Gräbern tauchen die wehmütigen Erinnerungen auf. Man schmückt die letzten Ruhestätten. Pietätvoller Sinn und alte schöne Sitte gehören ja zusammen. Und es mögen vor unserer nachdenklichen Seele die Hunderttausende von Gräbern und Kreuzen aufsteigen, die irgendwo weit da draußen zu finden sind, wo einst der Weltkrieg tobte. Ein dankbares Gedenken muß uns selbstverständlich sein. Die deutschen Brüder, die ihr Leben für Volk und Heimat opferten, dürfen nimmer vergessen werden ...

Man hat den Tod oft genug mit einer gewissen freundlichen Poesie umweben wollen. Aber das Grauen des Todes ward damit niemals behoben. Der christliche Ewigkeitsglaube aber hat schon wieder bange Menschenseelen den Halt gegeben, der sonst nicht zu finden war. Wenn das heute bei manchen Leuten als nicht modern gilt, so hat das wenig zu besagen. Unzähligen Menschen bleibt der Gedanke an die Ewigkeit der Anker des Lebens.

Toten sonntag! Winter! Und doch sind die Gräber der Verstorbenen geschmückt. Ein wohltuender Anblick, dieses Werk der Liebe, die nicht vergessen kann! Aber daneben so mancher Grabeshügel, den niemand pflegt! Das Gras wächst wuchernd auf der Ruhestätte der Verstorbenen. Vielleicht schlafen dort Menschen, die schon einsam waren im Leben und einsam beim Sterben. Aber vielleicht auch Menschen, an deren Sarge viel Tränen flossen. Ein wehmütiger Anblick, solch Grab ohne Liebe! Eine Anklage gegen die Menschen, die die Treue vergessen! Ja, vergessen, wie oft geschieht

es auch da, wo man im ersten Schmerz ein „Unvergeßlich“ auf den Grabstein geschrieben hat! Vergessen, sehr schnell vergessen ist auch so mancher stiller Schläfer in Feindesland, vergessen unter den Sorgen des Tages, aber mehr noch in den Freuden des Lebens, vergessen in der eigenen Familie, vergessen vom deutschen Volke, für das er sein Leben geopfert! — Ach, und so mancher denkt an den Reichtum der Liebe, den die Entschlafenen gegeben haben. Wie war ihr Herz so reich an Güte, als sie auf Erden wandelten. Das alles ist nun dahin. Sie können uns nicht mehr Freude im Leben geben. Ach, das ist ja



Grabdenkmal der Familie Blume.



Grabmal weiland Kommerzienrat Kunze.

nicht wahr! Nichts ist verloren. Die Liebe stirbt nicht. Die Liebe segnet weiter. Wir schließen unseren lieben Toten die Augen für dieses Leben und sie öffnen uns die Augen für jenes Leben. Wenn das doch an allen Trauernden wahr würde!

# Nooch'n Feierohnd



## De zwäte Fraa.

Von Laura Herberger, Buchholz.

(Nachdruck verboten.)

Dr Gutsbesitz'r Lindn'r hat sich zr Ruh gesezt, weil sei Fraa imm'r kränklich war un 'r salbr schie an de Bahr war. Se wolltn sich ihr Laam noch e bissel gemütlich mach'n nooch dar vieln Arbett. Ob'r 's kimmt gewöhnlich ann'r'sch, wie sichs dr Mensch denkt. Schie nooch zwä Bahrn scharb sei Fraa.

Do se kaane Rinn'r hattn, fühlet sich dr Lindn'r sehr einsam. Sei Dienstmad'l, dos schie viele Bahr bei jenn'r Fraa gewasn war, v'rforgetn zwar gut, obr 'r sähnet sich wied'r noch ann'r v'r'schtänig Fraa, mit dar r' alle intime Sachn beredn kunnt.

Seine Freund goom ne dann Root, emool e Heiratsgesuch in de Zeiting seh'n ze lossn, wos 'r aa ausführet. Sei Gesuch war kurz un bündig:

„Suche eine brave Lebensgefährtin, nicht unter 40 Jahre alt. Photographie! Etwas Vermögen erwünscht.

Emil Lindner, Witwer, von ruhiger Art. Ort. Datum.“

Schie acht Toog drnooch hat 'r wuhl e zwanzig Photographien vir sich lieng; nu hat 'r de Wahl un de Qual; zwä- un dreimol hat 'r de Brief durchgelas'n un endlich hat 'r sich entschlossen, äne Wittfraa von dann zwanzign, die sich gemald hattn, ze heiratn.

Seine Freund wünschtn, daß dr Lindn'r vier Wochn nooch sein'r V'rheirating sich mitn in „Baarn“ traff'n sollt, im ne ze bericht'n, ebb 'r de richtige Wahl getroffen hat.

's warn nár e paar Wochn noch dann Heiratsgesuch v'r-gange, do wursch bekannt, daß der Gutsbesitz'r Lindn'r wied'r geheirat hätt. De neie Fraa hätt Ähnlichkeit mit sein'r erschn.

Pünktlich nooch vier Wochn fandn sich ne Lindn'r seine Freund in „Baarn“ ei un ar salbr hats aa nett v'rgassn.

„Nu, Emil“, war de erschte Froog, die se an Lindn'r richttn, „bist de däh mit dein'r Wahl zefrieden?“

Do antwortet dr Lindn'r mit betribbt'r Miene: „Gründlich neigefall'n bie iech! De greßte Niet hoo iech gezung! Ihr wart Eich schie wunn'rn, wos mei zwäte Fraa für e Leid'n-schaft gruß gezung hoot!“

Seine Freund rufftn fast zegeleig: „Se trinkt wuhl?“

Dodrauf saht dr Lindn'r: „Wänn aa kánn Schnaps, obr scharkn Kaffee genunk! Naa, naa, dodrauf kummt Ihr nett! Ich wells Eich nár drzehln: Die macht ne ganzn Toog un aa de halbe Nacht' wett'r nisch, wie Romane las'n. Wenn ganz'n Schrankkast'n vull sette alte Schwart'n hoot se mietgebracht. Un do se ihre Gedank'n nár off die viel'n agefangene Geschicht'n hoot, macht se alles ann're v'r'fáhr. Ihr Dienstmad'l, wos se mietgebracht hoot, ka ja gut koch'n, obr iech tu's nett ann'r'sch, mei Fraa muß salbr koch'n, wänn se nett frank is.

Obr wos 'r do schie alles passiert is in dann vier Woch'n! Bun agebrannt'n Gemüß un Ardäppl'n well iech gar nett red'n; Ihr ward's nett gelaam well'n; kumm iech emool nooch-mittig geng halb fimfe in dr Wuhnstub nei un wos muß iech do sah? Do schieht mei Fraa an Hard un läßt aus'n Kaffeekrügl ne Kaffee regelkracht in de — Wärmflasch las'n. Iech schpring hie, halt ihrn Arm un soog ganz drschroek'n: „Nu, wos machste dä do?“ Se ward kasweiß in Gesicht un schpricht ganz v'rlang: „Ach iech dacht, iech hätt's Krieg'l mitn heiß'n Wass'r!“

„Ja, ja,“ saht iech do, „war weß in welchen Roman Deine Gedank'n ihe warn! Wänn iech nett drzu kam, kunnt iech mr mánn Durst aus dr Wärmflasch schtill'n!“

Seine Freund lachtn un schütteln in aan'r Tour mit'n Kopp. Dr Lindn'r obr fuhr fort: „Na härt nár wett'r: Bir acht Tong hatt iech e Henn geschlacht; iech gieng in dr Kirch un saht zu mein'r Fraa, wänn iech wied'r kám, wellt iech e Schalle (Tasse) Hühn'rbrüh zun Frühschtick hoom. Iech kumm wied'r un v'rlang mei Brüh. Mei Fraa zieht ne Brühtopp vun Hard rüb'r un wie se dr Schtürz wagnimmt, schreit se ganz entsetzt: „Ach ihe hoo iech aus V'r'sah ne gemohlene Kaffee in Hühn'rbrühtopp geschütt!“

Wänn iech nett ne Fried'n esu sehr liebet, un mich esu ze beharrsch'n gearnnt hätt, do hätt's sich'r e Watt'r gam, su saht iech bluß: „De warscht halt ins Romanbuch geguckt hoom, anstatt in Brühtopp. Dann neimodisch'n Kaffee kaste elaa trinkt! Dos muß' e richtige Roman such bei mein'r Fraa sei; bänn Kaffeetrink'n hoot jes Buch stets off ihrn Knien lieng un kaum hoot se änn Schluck Kaffee getrunk'n. guck se aa schie wieder ins Buch. Iech wollt 'r emool e Dolentking v'r'schaff'n un fuhr mit 'r nooch Drasnd, obr 's arschte war, wie mr in Zug eigeshteng warn, daß se ihrn Handkoffr aufschloß un e sette alte Schwart rausnahm. Iech saht: Haste däh gar ka biss'l Interesse an dar schinn Natur? Do mahnet se, sie müßt de Zeit ausnützen! Na iech hoo lang Geduld, amende bekähr iech se doch noch! Iech halt zwä gute Zeiting, wu aa gute Geschichten drinne schtinne, möcht se doch die las'n, obr na. 's müß'n aam sette sei, die de Narv'n racht aufpeitsch'n un nochert kaa se nett schloofn.“

„Na, Emil,“ saht off die Red aan'r vun dann Freund'n, „iech gratelst Dir zu Dein'r Geduld! Fir mieh wár dos nisch!“

Dr Lindn'r v'r'suchets immer wied'r im Gut'n mit sein'r zwät'n Fraa; 'r machet se aufmerksam, wie traurig dos wár, wänn se im Alt'r ball blind wár, wänn se ihre Ang (Augen) ihe gar esu aschtrenget. Se sollt doch nár wänigtens ohndt nett esu lang las'n, damit se bess'r schloof'n kánn un wos 'r ihr finst noch vr gute Läh'n gaam kunnt un wos vielleicht e ann'rer durch Zank un Streit nett fartig gebracht hätt, dos bracht dr Lindn'r durch sei ruhigs, freindlichs Wal'n fartig; sei Fraa wur nooch un nooch e ann're; se ging oft un garn mit ihrn Emil schpaziern un freiet sich über de Natur. Se war aam fünf Bahr Wittfraa gewasn un do ihr ihr arsch'r Maa e schies V'rmöng hinn'rloss'n hat. ('s war noch virn Krieg) su v'rtrieb se sich de Zeit mitn Las'n. Freilich hätt'ns nár nett gerod sette Schundbüch'r sei müß'n, die se ihr ins Haus bracht'n! Se vrlabet mit ihr'n Emil noch viel gelickliche Bahr.

## Tanzstund.

(Aus „Für de lange Ohnd“, von Max Wenzel, Erzgebirgs-Verlag Grajersche Buchhandlung (H. König), Annaberg i. Erzgeb.)

Noch Annaberg kam in alten Zeiten gedes Bahr der alte Balletmeister D. aus Drasen un tat ne gunge Leuten de Gesiambrigkeit beibränge. Dos häßt: er kam nár zu de Grußen, ich gelaab in Museum. Nu gobs oder noch e zwäte Garnitur, esu wie Schützenhaus oder Bellevue. Dorten tat oder e alter Annaberger Tanzlehrer Tanzstund gabn un sei Leut lerneten ne Walzer un ne Dreher abn esu wie die annern. Drüm sahten emol e paar aus der grußen Gesellschaft: „Worüm muß dä immer äner aus Drasen sei! Für unere Kinner nahme mer aah ne alten S.“ Esu wursch gemacht, un de Tanzstund ging lus. De Berschle un Maadle standen dort wie de gunge Hundle un ihne warn überall de Bä un Arm in Wag. Zerstüm of de Stühl soßen de Mütter un sogn zu. Do kam der alte S. Er machet en Diener, stellet sich in der Mitt ofn Saal hie, klatschet in de Händ un saht: Horchen Se drauf! De Damen mögen emol dohierde en Haufen machen un de Harrn do-drübn! —

Schrupps! Der Laß war wag! 's annere Bahr wur dar Drasner wieder gehult.

# Zum Totensonntag.

Was ist alles Menschenwollen,  
Alle Sehnsucht, alles Tun? —  
Oh' wir's ahnen, sinken Schollen  
Auf den Sarg, in dem wir ruhn.  
Und in grünen Rasenhügeln  
Winkt den Kämpfern letzte Ruh.  
Die gestürmt mit Sehnsuchtsflügeln  
Letzten Menschheitszielen zu ...

Will's nicht also in den Lüften  
Schluchzend und verzweifelt wehn,  
Wenn wir heut' an lieben Grüften  
Einsam und verlassen stehn.  
Will's uns nicht das Herz erdrücken,  
Daß, was auch die Liebe sann,  
Sie nur ihre Gräber schmücken  
Und mit Tränen nezen kann?

Blumen legen wir und Kränze  
Auf die Hügel groß und klein,  
Denen, die da von uns gingen,  
Einen Erdengruß zu weih'n  
Als dereinst sie von uns gingen  
Ward die Welt uns öd und leer;  
Nämen sie doch, ach nur einmal,  
Sei's ein Stündchen, zu uns her.



Erdenleid — Himmelsfreud.  
Von Ludwig Richter.  
(Cv. Bildhammer Dresden.)

Wohl — wenn denen wir gehören,  
Die im Geist der neuen Zeit  
Sich vom alten Glauben kehren  
Ab von Gott und Ewigkeit.  
Wird das Trauern an den Grüften  
Nicht erhellt vom Schein des Lichts,  
Wird das Schluchzen in den Lüften  
Nur ein Totensang vom Nichts!

Aber wenn wir noch im alten  
Kinderglauben fest bestehn  
Und in allem Schicksalswalten  
Gottes letzten Ratschluß sehn,  
Werden wir, wenn wir erfassen  
Niemals auch den letzten Sinn,  
Gläubig uns geleiten lassen  
Zu des Heilands Kreuze hin.

Und wir werden innwerden,  
Daß das Grab nicht letzte Ruh  
Daß die Seele von der Erden  
Auffliegt, Sonnenhöhen zu.  
Daß der Tod nicht unser Ende,  
Sondern nur ein Weitergehn,  
Nur der Daseinsformen Wende,  
Die gekrönt vom Wiedersehn!



## De Armesinnrpfurt.

Zenn Friedhof lenkt iech heitn Schriet  
nohm alle Lieb zr Hamit miet.  
Die sat ze mir: Guet diech nár im,  
un wie iech bi, esu miech nimm.

Iech fand noch in dr Mauer durt  
de kláne Armesinnrpfurt.  
Bir Zeitr ging do ei zur Ruh,  
war sch Labnsbuch schluch salbr zu.

Heit acht mr meh dr Menschn Quol,  
treecht jedn Sarg dorchs Hauptportal.  
Es soocht dos heitliche Geschlacht:  
An Tud aibs nár a gleiches Racht."



Durt schtiehe ike bei dr Tir  
poor Fliedrschtreicher dicht drovir,  
un Durngeschtrüpp hots Schloß imschtrickt,  
doß off de Klink fa Hand meh driekt.

Biel Esei un ah wildr Wei  
vun uhm sich schlengeln schiknd rei,  
doß hinnr Labwark fast vrschtekt,  
fa Framdr meh de Pfurt entdekt.

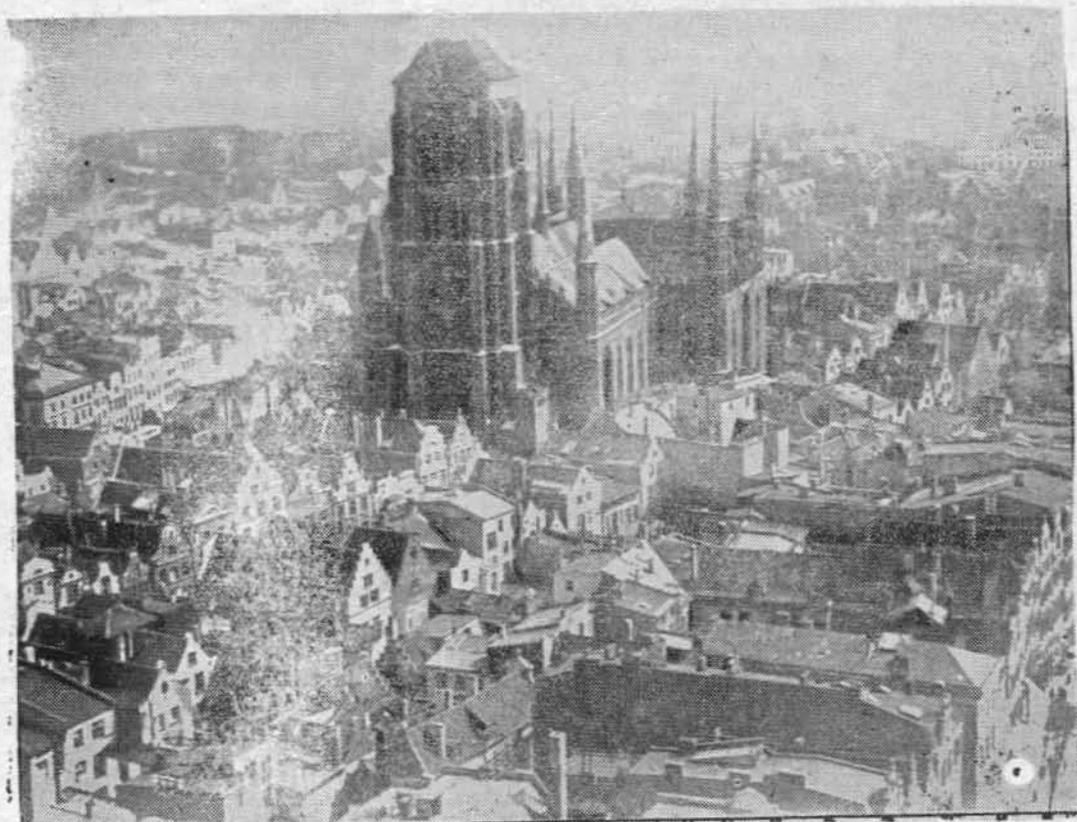
Off dann bemoosten Schtuffnschta  
is in dan Rihn Gros ze sah. —  
Brgangehat gukt durt ins Heit. —  
De Walt vrgift. — Furt rullt de Zeit.  
Paul Simon.



## Illustrierte Wochenbeilage der „Obererzgebirgischen Zeitung“

Nr. 48. — Sonntag, den 23. November 1930.

### Bilder aus aller Welt.

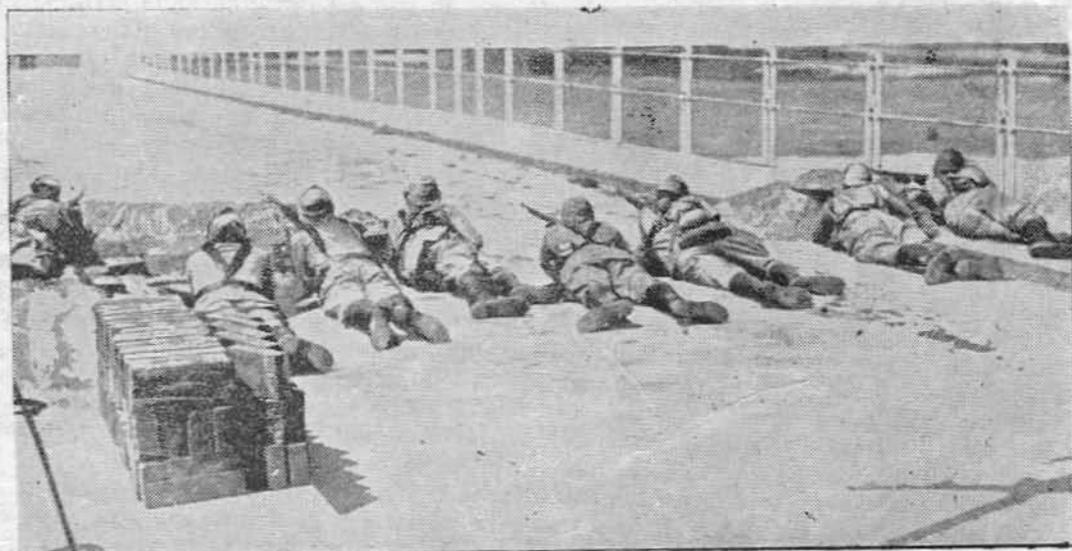


#### Zehn Jahre Freie Stadt Danzig.

Am 15. November 1920 wurde auf Grund des Versailler Vertrages Danzig zur Freien Stadt proklamiert. In der Mitte des Bildes die Marienkirche, das berühmte Wahrzeichen der alten Hansestadt.

#### So spielte sich die Revolution in Brasilien ab.

Revolutionäre Truppen verteidigen den Kopf einer Brücke in Bernambuco, die sie auf ihrem siegreichen Vormarsch nach der Hauptstadt in ihre Gewalt gebracht haben.



# Leben, Taten und Ende Karl Stülpner's.

Wahre Geschichte aus verflossener Zeit nach authentischen Quellen erzählt von E. d. Milan.

(44. Fortsetzung.)

„Nicht wahr, ein herrlicher Mann, mit einem Kindesherzen, so gut, so fromm“ ...

„Daß der Teufel erst Handschuhe anziehen muß, wenn er ihn dereinst holt, damit er sich nicht die Hände an dem Kerl beschmugt.“

„Wie? Der Herr Förster spaßen wohl?“

„Nein, nein, das ist mein Ernst,“ antwortete Stülpner. „An diesem Bösenig, Bösewicht sollte er eigentlich heißen, denn er ist schlechter als schlecht, ist kein guter Bissen.“

„Herr, das sagen Sie mir, seinem Verwandten? Nun wahrhaftig, dergleichen Sprache über den Herrn Gerichtshalter habe ich noch nie gehört.“

„O doch, ich erinnere mich, Ihnen dasselbe schon vor einer Reihe von Jahren in „Grauen Sünden“ zu Dresden gesagt zu haben und seit der Zeit ist der Gerichtshalter um kein Haar besser geworden. Sie haben vielleicht ein kürzeres Gedächtnis als ich. Sie lasen damals den Gästen aus der Zeitung vor ... ein Jägerbursch, der bei Sr. Erzellenz dem Herrn Oberlandforstmeister einen Dienst suchte, kam in den „Grauen Sünden“ ... warum werden Sie so bleich, Herr ... nicht wahr, mein Gedächtnis ist gut? ... doch weiter ... am anderen Tage wurde der junge Jäger bei Sr. Erzellenz abgewiesen und als er Ihnen mit Ihrem Bruder, dem Kammerdiener der Erzellenz, auf der Treppe begegnete, fragten Sie ihn spöttisch: ob Sie ihm, dem Armen, dem alle seine Hoffnungen zertrümmert waren, zu einer Förster- oder Oberförsterstelle gratulieren dürften? ... Nun, ein Förster oder Oberförster ist freilich nicht aus ihm geworden, dafür aber ein Raubschütz, dessen Name im ganzen Erzgebirge und vielleicht auch weiter noch genannt wird. Der Raubschütz Stülpner bin ich.“

„Herrgott!“ stöhnte der Pelzmann und der Kutscher duckte zusammen, als hätte er einen Schlag in's Genick bekommen.

„Wir sind seit der Zeit beide avanziert, Sie vom Amtsassistenten zum Amtsaktuar, ich zum Raubschützenhauptmann,“ redete Stülpner weiter. „Sie sehen, wie das Schicksal Sie in meine Hand gegeben hat, ein Druck meines Fingers und ich wäre für das Böse, was Sie mir angetan, denn niemand anders, als Sie hat mir das Ohr Sr. Erzellenz verschlossen, das wußte ich damals schon, gerächt; aber Gott behüte mich vor dieser Rache. Ich gönne Ihnen den Stolz auf ihren schurkischen Verwandten. Gleich und gleich findet und liebt sich.“

Der Amtsaktuar hatte alle seine Redefähigkeit verloren, er war vor Furcht und Schreck so sehr in seinen großen Pelz hineingetrochen, daß er wie darin versunken dasaß.

„Daß die Pferde ausgreifen, Kutscher!“ rief Stülpner und die Peitsche des Angeeiferten machte mit den Hinterkeilen der Rosse so unangenehme Bekanntschaft, daß die Tiere wie im Flüge davonstauften. Am Ausgange des Forstes befahl Stülpner zu halten und nachdem er ausgestiegen, sagte er: „Nun, Herr Amtsaktuar, fahren Sie mit Ihrem guten Gewissen weiter. Es soll mich freuen, wenn ich einmal höre, daß Sie in dieser Stunde gelernt haben, wie Berg und Tal allerdings nicht, wohl aber Menschenkinder zusammenkommen, und in der Ueberzeugung, daß ein rachesüchtigerer Mensch als ich Ihnen bei Gelegenheit einmal Böses mit Bösem vergelten kann, in Ihrem Amte, wo Sie viel Böses tun können, nur immer das Rechte üben und den Armen nicht nach beliebiger Manier unterdrücken.“

Ohne Lebenswohl schied Stülpner, in den Forst verschwindend, die dampfenden Rosse begannen ihren rasenden Lauf aufs neue, um den vor Angst schwitzenden Amtsaktuar aus dem Bereich des gefährlichen Mannes zu bringen, dem er einst in seiner Herzensschlechtigkeit so sehr geschadet hatte. Das war eins jener Erlebnisse für Stülpner, die ihm einen Aufschwung seines oft von Kummer niedergedrückten Gemüts verliehen. Jahre waren wieder seit seiner Rückkehr aus dem Rheinkriege vergangen, seine alte Mutter jezt den achtziger Lebensjahren

so nahe, und Stülpner hätte keine Bernunft haben müssen, wenn ihn nicht zuweilen der Gedanke beängstet hätte: „Wenn dir heute oder morgen ein Unglück wiederfährt, du deinen Tod findest oder was noch viel schlimmer wäre, du in die Hände der Justiz fielest“ ... der Gedanke ans Gassenlaufen und an den Festungsbau erweckte stets einen Schauer in ihm ... „was sollte dann aus der armen alten Mutter werden?“

Die Einsamkeit der Wälder, in welche der Raubschütz infolge seines Gewerbes verbannt war, nährte derlei Gedanken besonders in ihm. Er verhehlte es sich nicht, daß nur sein Mut, seine kalte Ruhe in Gefahren und die Entschlossenheit, welche er bei allen Ereignissen zeigte, seine Kameraden im Zügel hielt, daß sie nicht zur Wilderei auch noch, wenn sich Gelegenheit ergab, andere Taten fügten, welche in die Rubrik grober Verbrechen gehörten. Waren sie nicht alle vom Glück und dem Gesetz geächtete Leute? Die meisten von ihnen waren rohe Burschen, die wenig oder gar nicht an Gewissensbissen litten und daher, wenn der rechte Ton bei ihnen angeschlagen wurde, zu allem fähig waren. Er kannte sie zu genau und empfand zuweilen Ekel vor ihrer Gesellschaft. Zwischen ihm und ihnen blieb daher immer eine moralische Kluft. Oft sehnte er sich nach einem sicheren Leben; aber da trat der Gedanke an die entehrende Strafe, welcher er sich überliefern mußte, vor ihn hin und er verwarf jede Idee von dem Pfade, auf dem er wandelte, zurückzutreten. Zwei Ursachen waren es, welche ihn zurückhielten, den hiesigen Schauplatz seiner Taten wie früher zu verlassen und jenseits der Grenze ein Unterkommen zu suchen.

Erstens das hohe Alter seiner Mutter und deren mit demselben natürlich verbundene Hinfälligkeit. Jezt war er ihre Stütze, ihr Ernährer ... wie hätte er sie in ihrer großen Hilfslosigkeit verlassen, sie der Barmherzigkeit Fremder preisgeben können! Dies wäre nicht viel anders als ein Mord an ihr gewesen. Zweitens hegte er eine besondere Zuneigung zu Rösse Wolf. Das junge Mädchen hatte so viel Aehnliches im Charakter von seiner unvergeßlichen Marie, daß er sich unwiderstehlich zu demselben hingezogen fühlte und von seiten des hübschen Röschens war es recht sichtbar, daß auch sie ihm herzensgut war. Würde sie sonst seinetwegen die heftigen drohenden Borwürfe ihres Vaters, der ganz außer sich geriet, als er hinter diese Liebchaft kam, erduldet haben? Er, der Richter von Scharfenstein, und seine Tochter, die Geliebte eines Menschen, auf dessen Kopf ein Preis gesetzt war! Wenn es sich so ohne weiteres hätte tun lassen, hätte Wolf, wie man zu sagen pflegt, mit Knütteln drein geschlagen, aber das ging nicht. Der Mann hatte zuviel Respekt vor Stülpner, er fürchtete ihn. Es konnte fast keinen kederen Menschen geben als diesen.

Frank und frei spazierte er zuweilen durch's Dorf, von seinen beiden Fanghunden begleitet, kam dann und wann in die Schänke und unterhielt sich so gemüthlich mit den Leuten, als hätte jeder andere, nur er nicht, Ursache, auf seiner Hut zu sein. Von seiten der Scharfensteiner konnte Stülpner-Karl auch ganz sicher sein vor Verrat, durch sie geschah ihm nichts Schlimmes. Im Stillen waren die Scharfensteiner stolz auf ihn, denn durch ihn hatte das Dorf in ganz Sachsen eine gewisse Berühmtheit erlangt, und übrigens beleidigte er auch keine Menschenseele, weswegen ihm alle gut waren. Sie grüßten ihn freundlich wie einen guten Bekannten. Karl war eines Tages beim Richter erschienen und hatte mit dem Manne wegen Röschen gesprochen.

„Ja, was soll aber aus der Liebesgeschichte werden?“ fragte der ... „Für so verrückt hält Er mich doch nicht etwa, daß ich mein Kind einem Raubschützen geben werde, auf dessen Kopf“ ...

„Und ich bin nicht so dumm, das von Ihm zu verlangen,“ fiel ihm Stülpner in's Wort. „Wart Er's ab, es wird mit mir anders und besser werden. Ich tue als Raubschütz mehr

Gutes als zehn Gerichtshalter und ich glaube, daß man auf Grund dieses ein Einsehen haben und mir Straflosigkeit zusichern wird. Von meiner Seite soll der erste Schritt dazu geschehen. Ich bitte Ihn nur, zanke Er Seine Röse nicht etwa wegen mir, denke Er, daß jeder Mensch einen guten Engel zur Seite haben muß, soll er sich für etwas entscheiden und Seine Röse ist mein guter Engel. Den mir nehmen, ist eben soviel, als mir alle Hoffnung auf eine günstige Wendung meines Geschickes abschneiden."

Der Richter sah sich erstens durch seinen Respekt vor Stülpner, zweitens durch die unerschütterliche Zuneigung seiner Tochter zu demselben und drittens, weil er im Grunde des Herzens selbst wünschte, daß der Stülpner, der ein guter Sohn gegen seine alte Mutter und sonst ein Mensch war, der niemand beleidigte, auf den rechten Weg kommen sollte, wobei die Erkenntnis, daß seine Röse in dem Falle keinen besseren Mann je kriegen könne, sehr viel tat, moralisch gezwungen, dem erwähnten Verhältnisse gegenüber ein Auge zuzudrücken. Gewiß, Röse besaß eine sehr große Macht über den Stülpner-Karl. Sie war im Verlauf der Zeit zu einem sehr hübschen Mädchen aufgeblüht und hing mit vollem Herzen an ihrem Karl. Für den waren es immer Freudestunden, wenn er zu Besuch bei der Mutter kam, die, dafür hatte er durch Rücksprache mit dem jetzigen Besitzer seines Vaterhauses Sorge getragen, noch in demselben wohnen geblieben, indem eine unbenutzte große Kammer für die alte Frau zur Stube eingerichtet worden war.

Eins lag der alten Frau und Röses besonders auf dem Herzen. Karl war seit vielen Jahren dem kirchlichen Leben entfremdet und hatte natürlich auch nicht das heilige Abendmahl genossen. Mit Tränen im Auge flehte ihn Röse darum an und ihre Bitte machte so tiefen Eindruck auf ihn, daß er ihr die Erfüllung derselben zusagte. „Karl! Mein Karl! Du machst mich durch dies Versprechen glücklich, als wenn Du mir Schätze und Reichthümer bötest!“ rief Röse, ihn mit aller Innigkeit eines liebenden Herzens umschlingend. „Jetzt fürchte ich nichts mehr für dich. Gott ist ja allbarmherzig, auch mit Dir, dem zu ihm Zurückgekehrten, wird er sein, und alles, alles wird gut werden.“

Eines Morgens wurde ein Jäger beim Pastor Schönherr in Thum gemeldet. „Was ist sein Begehrt?“ fragte der Mann der Kirche. Stülpner sagte ihm, daß er sich nach dem Troste der Religion, nach dem heiligen Abendmahle sehne. Das lobte der Pastor und fragte nach seinem Namen; aber kaum hatte Stülpner den genannt, als der ehrwürdige Herr rief: „Wie kann Er sich solchen Verlangens erfreuen? Ein Mensch, der allen Gesezen Hohn spricht, auf den alle Behörden fahnden, will mich zu einer Unterschleife an dem Heiligsten unserer Religion verleiten!“ und in diesem Tone fuhr der Pastor eine lange Weile fort, Stülpner eine Strafpredigt aus dem FF zu halten.

„Der Herr Pastor verweigern mir also die Gewährung meiner Bitte?“ fragte der Raubschütz, der ihm ruhig zugehört.

„Ja, ja, ich verweigere sie! Ueberliefere Er sich erst den Behörden, tue Er so den durch Ihn verhöhten Gesezen ihre Ehre an, dann will ich Ihn im Gefängnis zur Buße vorbereiten und wenn Er zum Genusse des heiligen Abendmahls würdig geworden, Ihm daselbe reichen. Eher nicht, eher nicht!“

„Mich selbst überliefern? Nein, das werde ich nie... nie! Gott hat gesehen, daß ich zurückkehren wollte, Sie stoßen mich zurück, alle Verantwortung dafür komme dereinst auf Sie, Herr Pastor. Sie tun Schlimmes an mir, Herr. Leben Sie wohl!“ Mit diesen Worten eilte er von dannen; aber der Eindruck, den er mit von hinnen nahm, war ein zu tiefer, als daß er ohne Folge hätte sein sollen. Aus der Weigerung des Pastors war ihm die Ueberzeugung geworden, wie weit sein Treiben ihn aus dem Kreise der auf den Wegen der Geseze wandernden Gesellschaft ausgestoßen hatte. Erschüttert hatte ihn diese Erkenntnis um so mehr, als er nie daran gedacht hatte. Röse harrete bei seiner alten guten Mutter auf seine Rückkunft vom Besuche beim Pastor. Als er kam, eilte sie ihm mit ausgebreiteten Armen entgegen.

„Freue Dich nicht zu sehr, mein liebes Herz,“ sagte er ... „Für mich gib't im Himmel wie auf Erden keine Veröhnung

mehr. Gott und Menschen haben den Raubschützen geächtet. Seine Reue belohnt Gefängnis und unerbittliche Strafe. Jetzt erst bin ich ganz vogelfrei.“

\* \* \*

### Vierzehntes Kapitel!

#### Ein dankbarer Freund.

Wie alles in der Welt doch seltsam sich verkettet, das Unermartetste mit dem inbrünstigst Ersehnten, davon sollte Stülpner-Karl einen recht lebendigen Beweis erhalten. Scharfenstein hatte viele Jahre lang keinen seiner Besitzer aus der Familie von Einsiedel bei sich gesehen, ein Todesfall ward nun die Veranlassung dazu. Der alte Herr v. Einsiedel, ein sehr kränklicher Mann, dem die scharfe Gebirgsluft nicht wohl tat und der deshalb in dem milderen Dresdener Klima lebte, war gestorben, und sein Neffe, der bisher in österreichischen Diensten stehende Major von Einsiedel, übernahm das schöne Gut als Erbe und mit ihm kam in das Scharfensteiner Schloß wieder Leben. Der Herr Major brachte seine guten Freunde, den Rittmeister Herrn von Zichinsky und den Major von Gundermann mit. Die drei Herren waren im Kriege gegen Frankreich mehr oder minder durch Wunden dienstunfähig geworden und hatten aneinander so viel Befallen gefunden, daß sie ein Zusammenleben sehr angenehm fanden.

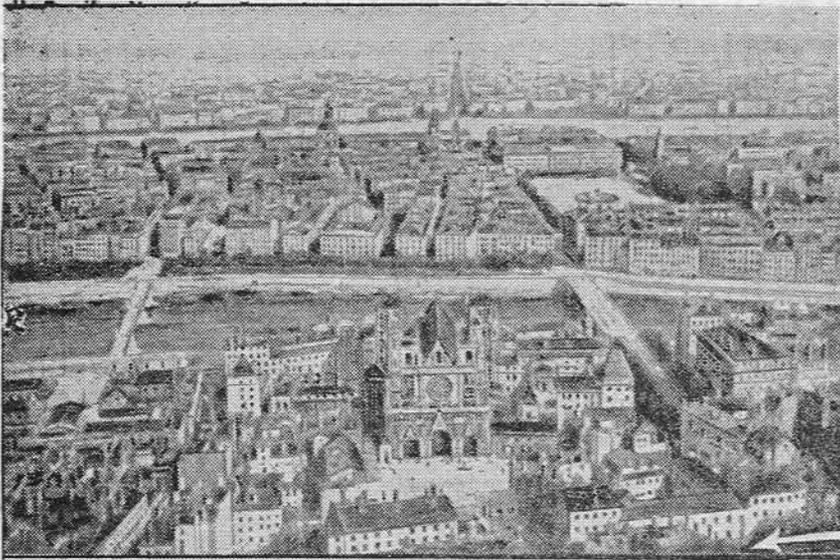
Die Scharfensteiner sagten allgemein: „Einen solchen Herrn, wie unsern jetzigen, haben wir lange nicht gehabt. Der fährt durch und macht reine Wirtschaft und seelensgut ist er auch dabei gegen die Armut.“ Mit dem Durchfahren meinten die Leute nichts anderes, als daß der Herr Major von Einsiedel so manches, was in den Angelegenheiten der Untertanen zur Gutsherrschaft faul war, änderte. Man erzählte sich, daß es schon schlimme Tänze zwischen dem neuen Besitzer und dem Gerichtshalter Bösenig geseht habe, welcher letztere gegen die Armen des Ortes die abscheulichsten Bedrückungen und in strittigen Fällen sich offenbare Rechtsverdrehungen hatte zu schulden kommen lassen. Der Arme bekam nie Recht, der Gerichtshalter verstand die Prozesse so geschickt zu wenden, daß zuletzt der Arme froh sein mußte, wenn er nicht noch zur Strafe für seine Vermessenheit, Ansprüche auf Gerechtigkeit gemacht zu haben, in die Kosten kam, und so er diese, was öfter vorkam, nicht zahlen konnte, ausgepändert wurde. Major von Einsiedel, derb, soldatisch, aber gerecht, litt es nicht; daß seine armen Untertanen von dem Justizmann, der das Recht bisher als eine wachsende Nase behandelt hatte, länger tribuliert werden sollten.

Es ging sogar das Gerücht, daß gar nicht viel gefehlt hätte, daß der Gerichtshalter von dem gnädigen Herrn mit der Reitpeitsche eine Tracht hiebe bekommen und er ihm zugeschworen habe, wenn er nicht verspräche, das viele Böse, was er an den armen Scharfensteinern getan, aus seinen eigenen Mitteln wieder gut zu machen, ihn öffentlich als einen Halunken zu blamieren. Dahin durfte es der Gerichtshalter nicht kommen lassen. Eine Untersuchung gegen seine schändliche Rechtsverwaltung, von einem Herrn wie dem Major beantragt, der beim Dresdner Hofe so viel Freunde besaß, und bei welcher sich jeder Advokat einen guten Namen hätte machen können, stellte ihn mit Sicherheit an den Pranger, der Kurfürst war in Sachen des Rechtes streng und unerbittlich. Er froch also zu Kreuze und die Geldunterstützungen, die ganz unerwartet die von ihm in ihrem Rechte so schwer beeinträchtigten armen Scharfensteiner durch die Hand des Majors von Einsiedel erhielten, waren nichts anderes als die von diesem Herrn, dem Gerichtshalter, abgedrungenen Entschädigungen.

Es war daher gar nicht zu verwundern, daß die Scharfensteiner voller Lobes für ihren neuen Gutsherrn waren und natürlich drang diese Kunde auch zu Stülpnern; aber für ihn hatte die Anwesenheit des Majors von Gundermann eher etwas Mergstiges, als Erfreuliches. Seine Mutter und Röse meinten, wenn er sich an Herrn von Einsiedel wenden wollte, könnte durch diesen Herrn vielleicht eine Fürsprache von Gewicht für ihn erlangt werden, auch Rosa's Vater war der Meinung, aber Stülpner lehnte entschieden ab.

(Fortsetzung folgt.)

## Bilder aus aller Welt.



**Die Katastrophe von Lyon.**  
Nebenstehend oben: Blick vom Saint Jean-Hügel auf den zerstörten Stadtteil an der Saône. Der weiße Pfeil zeigt die Rue Tramassac, die jetzt einem Trümmerhaufen gleicht. In der Mitte des Bildes die wie durch ein Wunder unverfehrt gebliebene Kathedrale von Saint Jean, in die sich die Ueberlebenden geflüchtet haben, und die jetzt einem Flüchtlingslager im Kriege gleicht. Unten: Blick auf den Saint Jean-Hügel von der Saône aus. Die am Bergabhang stehenden Häuser sind fast sämtlich der Erdrutsch-Katastrophe zum Opfer gefallen, die bisher etwa 100 Tote und eine große Zahl von Verletzten gefordert hat.



Zur Katastrophe von Lyon.



### Die ersten Original-Funkbilder der Lyoner Katastrophe.

Ein durch den Erdrutsch völlig zerstörtes Haus in der Tramassacstraße in Lyon.



### Das neue Institut für Zeitungskunde.

Es wurde am Montag in Berlin seiner Bestimmung übergeben. Es ist im ehemaligen Marstallgebäude in der Breitestraße untergebracht.



Das neue Institut für Zeitungskunde.